

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 74 (1994)
Heft: 2

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ALLTAGSWIRKLICHKEIT AUF DEM THEATER DER DREISSIGER JAHRE

*«Kein einig Volk» heisst ein Buch, das fünf
Zeitstücke von Schweizer Autoren aus den Jahren
1933–1945 der Vergessenheit entreisst.*

Im April 1932 fand im Stadttheater Basel die Uraufführung des Dramas «Menschen ohne Gott» von Hans Mühlestein statt. Oskar Wälterlin, damals Direktor des Hauses, hatte sich spontan dazu entschlossen, nachdem die Uraufführung im Deutschen Theater Berlin, die ursprünglich für den Oktober 1931 geplant war, aus Angst vor den Nazis zurückgezogen worden war. Der Autor selbst spielte in Wälterlins Inszenierung die Rolle des Generalsekretärs der kommunistischen Partei der Sowjetunion, des Genossen Josef Stalin. Das Stück zeugt von unabirrbarer Sympathie für das, was nach der Oktoberrevolution in Russland begonnen hatte, führt jedoch in Figuren wie Vera, Ossip und Natascha Revolutionäre vor, die einen religiösen Sozialismus, eine «echte Brüderlichkeitsreligion» und die Überzeugung vertreten, dass «die wahre Weltrevolution» nicht von «rasend gewordenen Schriftgelehrten» des Marxismus, sondern von Menschen gemacht werde, die hinter sich alles abbrechen, ohne aber den «Glauben an die Ewigkeit» zu verlieren. Walter Muschg, damals Privatdozent in Zürich, schrieb über das Stück, Mühlestins Drama gestalte nichts geringeres als die Tragödie des Bolschewismus. Der Dramatiker, selbst ein Antifaschist der ersten Stunde, änderte später unter dem Eindruck harscher Kritik aus dem linken Lager den Schluss seines Werks. Im «Basler Vorwärts» war zu lesen gewesen: «Wer die Gestalt des Führers der Kommunistischen Internationalen nur als einen blutigen Diktator, einen Romantiker

aus den Brigantenbergen, einen Hysteriker verkörpert, der hat von der proletarischen Revolution keine Ahnung. Der ist innerlich ihr Feind.»

Kulturelle und geistige Befindlichkeiten

Diese Informationen sind einem Buch zu entnehmen, das unter dem Titel «Kein einig Volk» fünf schweizerische Zeitstücke aus den Jahren 1933 bis 1945 der Vergessenheit entreisst, ihren Text vollständig wiedergibt, ihre Autoren in kurzen Biographien vorstellt und über das betreffende Stück und seine Rezeption Auskunft gibt¹. Das Nachwort von Martin Stern, der zusammen mit Ursula Käser-Leisibach als Herausgeber zeichnet, befasst sich zunächst mit der nicht ganz eindeutig definierbaren Gattung des Zeitstücks, kommt dann auf den Antisemitismus in der Schweiz zu sprechen, auf Wehrbereitschaft und Waffenexport, umstrittene Fragen auch damals, auf die Alternative zum Kapitalismus, die gerade in den dreissiger Jahren ihre «russische Faszination» ausübte, und mündet endlich in eine kritische Diskussion dessen, was seit längerer Zeit an Ansichten über die kulturelle und geistige Situation in der Schweiz zwischen 1933 und 1945 geläufig ist. Die zeitgeschichtliche Forschung weist da offenbar noch Lücken auf, was Martin Stern mit Zeugnissen aus der betreffenden Zeit andeutet und mit der Neuausgabe der fünf Zeitstücke belegt. Der Buchtitel will zusätzlich auf den Umstand verweisen, dass

¹ *Kein einig Volk. Fünf schweizerische Zeitstücke 1933–1945.* Hrsg. von Ursula Käser-Leisibach und Martin Stern. Verlag Paul Haupt, Bern/Stuttgart/Wien 1993 (mit Unterstützung der Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften).

der «*Landgeist*», die Abwehr alles «*Fremden*», wie man «*geistige Landesverteidigung*» ja auch missverstehen konnte und auch oft missverstanden hat, jedenfalls nicht repräsentativ ist für die kulturellen und geistigen Befindlichkeiten der Schweiz in den dreissiger und vierziger Jahren, sondern dass es da Widerspruch, Auseinandersetzung und in aller Öffentlichkeit ausgetragenen Meinungsstreit gab. Die Schweizer waren «*kein einig Volk*» im Blick auf das, was mit den Juden in Deutschland geschah, und auch nicht hinsichtlich der Flüchtlingspolitik des Bundesrates, sie waren es nicht im Blick auf die Ausfuhr von Waffen und schon gar nicht im Blick auf die Funktion von Kapital und Arbeit. Einig waren sie im Willen zur Verteidigung der staatlichen Unabhängigkeit, als der Krieg ausbrach. Die fünf Zeitstücke, die der Band «*Kein einig Volk*» vereinigt, gelten nicht dieser Entschlossenheit, sondern dem Kampf zwischen Moral und Geschäft oder zwischen Hilfsbereitschaft und Gleichgültigkeit, der Utopie einer gerechten und von Herrschaft freien Gesellschaft.

Entlarvung von Vorurteilen und Bekämpfung des Antisemitismus

Das Zeitstück in Mundart «*Wer wirft den ersten Stein?*» von *Elsie Attenhofer*, das im Band «*Kein einig Volk*» die Reihe der im Bühnenspiel öffentlich gemachten Kontroversen eröffnet, trug ursprünglich den Titel «*Anno 43*» und wurde im Oktober 1944 durch eine von *Max Werner Lenz* ad hoc zusammengestellte Tourneetruppe im Küchlin-Theater in Basel uraufgeführt. Es entlarvt Vorurteile, es bekämpft den Antisemitismus und zeigt am Beispiel einer Tochter, die gegen den Widerstand in der eigenen Familie einen Juden heiratet, wie die Verfolgung durch die Nazis nicht das jüdische Volk allein, sondern die Menschheit insgesamt in ihrer Würde verletzt. 60 Aufführungen allein in Basel zeugen von dem aussergewöhnlichen Erfolg des Stücks, das auf einer darauf folgenden Tournee immer vor ausverkauften Sälen gespielt werden konnte. Dass einzelne Kritiker – vielleicht nicht zu Unrecht – die langen Dialoge bemängelten und eher vom «*weltanschaulichen Bekenntnis*» als von der künstlerischen Leistung

beeindruckt waren, spricht nicht gegen die Autorin, die Schauspieler und ihr begeistertes Publikum. Denn um das weltanschauliche Bekenntnis ging es doch in erster Linie.

*Die fünf
Zeitstücke
gelten dem
Kampf
zwischen Moral
und Geschäft
oder zwischen
Hilfsbereitschaft
und
Gleichgültigkeit,
der Utopie
einer gerechten
und von
Herrschaft freien
Gesellschaft.*

Das zweite Stück in der Reihe ist vielleicht das auch heute noch bekannteste: «*Bomber für Japan*» von *Werner Johannes Guggenheim*. Die Uraufführung fand im Januar 1938 statt; ihr Erfolg bewog die meisten Schweizer Bühnen, Guggenheims Schauspiel auf ihren Spielplan zu setzen. Neben der unbestrittenen dramatischen Qualität des Werks war es natürlich die brennende Aktualität des Stoffs, die zu dieser Verbreitung führte. Etwa ein Jahr nach der Uraufführung kam das Stück endlich auch auf die Bühne des Schauspielhauses Zürich (Regie: *Leopold Lindtberg*), brachte es aber trotz hervorragender Besetzung (mit *Langhoff*, *Heinz*, *Ginsberg*, *Parker* und anderen) lediglich auf fünf Aufführungen. Guggenheims Kritik gilt im übrigen nicht nur den Waffenfabrikanten und den Politikern, die sich über moralische Bedenken hinwegsetzen; sie gilt auch den Arbeitern, die ihren gesicherten Arbeitsplatz gegen ethische Erwägungen verteidigen. In der «*Basler Arbeiter-Zeitung*» meinte ein Theaterrezenten dazu, Erwägungen dieser Art möchten «*an sich gerechtfertigt*» sein, hätten aber bei wirtschaftlichen Entschlüsse zu schweigen. – Auf der Bühne des Schauspielhauses und ebenfalls von Lindtberg inszeniert wurde im Dezember 1938 das Spiel «*Jedermann 1938*» von *Walter Lesch* uraufgeführt. Es ist ein expressionistisch überhöhtes Spiel «*vom armen Mann im Überfluss*», mit Liedern und Chören, mit lakonischen Dialogen, das beim Publikum Beifall fand als «*zeitbedingte Variante*» zum Jedermann-Stoff. In den Theatertkritiken kam indessen zum Ausdruck, was irritierte. Lesch zeichnet eine Gesellschaft ohne Mitleid und Liebe, eine Welt ohne Hoffnung. – Von *Hans Wilhelm Keller*, der von 1897 bis 1980 lebte, der Kurzgeschichten, einen Roman und Theaterstücke – einige auch in Mundart – geschrieben hat, enthält der Band das politische Drama «*Der Mann im Moor*», mit dem der Autor den 1936 ausgeschriebenen Wettbewerb des Zürcher Schauspielhauses gewann. Verlangt waren «*Zeitstücke*», und bis zum Ablauf der gesetzten Frist wurden

76 Bühnentexte eingesandt. Der Kritiker *Bernhard Diebold*, Mitglied der Jury, sagt darüber, trotz vieler Ansätze zur ernsthaften Erfassung der «schweizerischen Gegenwartseele» sei unter den 76 Einsendungen kein repräsentatives schweizerisches Zeitdrama zu finden gewesen. Es mochte sein, dass man sich insgeheim so etwas wie ein Repertoire für ein «schweizerisches Nationaltheater» erhofft hatte; die Erfahrungen, welche die Jury machte, legten offen, dass es so etwas nicht gab. Hans Wilhelm Kellers «Mann im Moor» ist ein Versuch, die Diktatur, die Manipulation des Volkes durch mystische Parolen, durch Verteufelung der Ausländer und durch eine mit allen Mitteln technischer Kommunikation erzeugte Massenpsychose im Dienste einer Ideologie dem Individuum gegenüberzustellen, seiner Selbstverantwortung und einer auf ihr begründeten Demokratie. Der Vorsatz ist aller Ehren wert; aber bei der Kritik fiel das Stück durch, aus formalen Mängeln und vor allem dadurch, weil auch die Kritiker von einem schweizerischen Zeitstück «schweizerisches Milieu und schweizerische Verhältnisse» erwarteten und deshalb vom Entscheid der Jury enttäuscht waren.

Als Dolchstoss missverstanden

Die Beispiele weitgehend vergessener dramatischer Versuche, Zeitfragen auf der Bühne zur Diskussion zu stellen, machen eines deutlich: In den dreissiger und vierziger Jahren stellte sich das Theater in der Schweiz auch den Themen der Zeit. Es betrieb geistige Landesverteidigung gerade dadurch, dass es Auseinandersetzungen öffentlich machte, die nicht eine «Krise der Demokratie», sondern im Gegenteil ihre Stärke ausmachen. Die Literaturgeschichte und die Theatergeschichte der Schweiz haben diese Beispiele höchstens noch als Episoden überliefert. Aber sie sind geeignet, die verbreitete Vorstellung vom «kompakten Geschichtsbild» der Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg und noch während des Krieges zu korrigieren. Allerdings trifft zu, dass das Publikum den hier vorgestellten Stücken – mit Ausnahme desjenigen von Elsie Attenhofer – die Gefolgschaft versagte. Nicht die Dramatiker und eigentlich auch nicht die Theater schreckten vor der Behandlung der politischen

Die Reproduktion der Kreidezeichnung (im Original schwarz-weiß-rot) von Edwin Paul Bachmann stammt aus dem «Nebelspalter» vom 9. Dezember 1943. Das Bild hat den Titel «Zersplitterung».



2 Louis Naef, Theater der deutschen Schweiz. In: H.-Chr. Wächter, *Theater im Exil*. München 1973.

3 Grenzgänge. Literatur aus der Schweiz 1933-1945. Ein Lesebuch. Unionsverlag, Zürich 1981.

Alltagswirklichkeit und ihrer Infragestellung zurück. Es war leider so, wie *Louis Naef* es zusammenfasst: Für das breite Publikum wäre diese Infragestellung «als Dolchstoss in den Rücken des aussenpolitisch gefährdeten Vaterlandes missverstanden worden»². Dem hatten die Spielplangestalter Rechnung zu tragen. Auch «Der Mann im Moor» erreichte in Zürich nur gerade fünf Vorstellungen. In Würdigung der fünf schweizerischen Zeistücke aus den Jahren 1933 bis 1945, die uns jetzt in einer sorgfältig kommentierten Ausgabe neu zugänglich sind, aber auch in Würdigung der Rolle, die zum Beispiel das Cabaret oder der «Nebelspalter» übernahmen, auch im Blick auf die 1981 erschienene Anthologie «Grenzgänge», die *Hans Rudolf Hilti* herausgegeben hat³, wird man Martin Stern zustimmen, wenn er im Nachwort zu «Kein einig Volk» schreibt: «Wenn die geistige Landesverteidigung als notwendige und gemeinsame Selbstbesinnung der Bürgerinnen und Bürger der Schweiz auf die Fundamente ihres Staates begriffen und nicht aufgrund einseitiger Dokumente-Auswahl von vornherein als reaktionär abgestempelt wird, dann stimmt es kaum, dass damals einfach der nazistische Teufel mit dem «helveto-völkischen» Beelzebub ausgetrieben worden sei.»

Merkwürdig scheint mir immerhin, dass die manipulatorischen Methoden der kollektivistischen Staatsführung, in Hans

Wilhelm Kellers «Mann im Moor» als abschreckendes Beispiel der Verführung von Volksmassen eingesetzt, am Schluss von Hans Mühlsteins Schauspiel «Menschen ohne Gott» mit ganz anderem Vorzeichen und geradezu als Apotheose eingesetzt werden. Da erscheint auf einer grossen Leinwand die Projektion rollender Räder und rauchender Fabrikschlote, da fahren Gruppen von Traktoren über endlose Äcker, man hört grosse Arbeiterheere im Gleichschritt marschieren und dazu – in unsäglichen Agitprop-Versen – im Sprechchor skandieren: «Vorwärts, vorwärts, Volk

der Erde! / Zwing' den Jammer mit dem Hammer, / Schwing die Sichel, füll' die Kammer, / Jag' den Hunger aus der Welt! / Vorwärts, vorwärts, Volk der Erde, / Horch, die Weltsirene gellt!» Zeitverhaftet ist dieser pompöse Schluss in zweifacher Hinsicht, als Reverenz vor der «russischen Faszination» und wohl auch als Einfluss von *Erwin Piscators* Wirken in Berlin, eine avantgardistische Theatermode. Die Bürger eines demokratisch-nüchternen Kleinstaates im Publikum möchte man sich gerne immun denken gegen Räusche dieser Art. ♦

ANTON KRÄTTLI

MICHAEL WIRTH,
geboren 1957, studierte
nach der Ausbildung
zum Bankkaufmann Ger-
manistik, Romanistik
und Geschichte an den
Universitäten Bonn und
Lausanne. 1986 folgte
eine vierjährige Assi-
stenz an der «section
d'allemand» der Universi-
tät Lausanne, die er mit
einer Dissertation über
Heinrich von Kleist ab-
schloss. Mitarbeiter des
österreichischen Kunstmagazins PARNASS. Von
1991 bis 1993 Presse-
arbeit für die Nationa-
len Forschungspro-
gramme (NFP) und die
Schwerpunktprogramme
(SPP) des Schweizeri-
schen Nationalfonds.
Seit Januar 1994 ist
er Kulturredaktor der
Schweizer Monatshefte.

GALILEI, DER MÄRCHENZERSTÖRER

Hanna Johansen schreibt eine neue Geschichte des Universums. «Über den Himmel» enthält zwölf Erzählungen über das Unglück des Menschen zu wissen.

Die modernen Märchen der achtziger und neunziger Jahre sind Weltraummärchen. *Hanna Johansens* neue, bei Hanser erschienene Erzählungen «Über den Himmel. Märchen und Klagen» machen da keine Ausnahme. Kletterten bei den *Brüdern Grimm* die Zauberin und der Prinz noch an Rapunzels langem Haar empor, um in den Turm zu gelangen, stellt Hanna Johansen mit langen Haaren die Verbindung zwischen Mond und Erde her: in der Erzählung «Der Mann im Mond» soll ein armer Mann, dessen ganzer Besitz die silbernen Haare seiner Tochter sind, an einem daraus geflochtenen Zopf auf den Mond klettern, um sich dort von den Strapazen des Krieges auszuruhen. Auf dem Mond, so weiss das Kind, wird der Vater über die Erde schweben, und wenn er über seinem Haus angekommen ist, an den Haaren herabklettern und wieder daheim sein. Jeden Tag schickt es dem Vater ein einzelnes beim Kämmen ausgefallenes, silbernes Haar. Als der Krieg zu Ende ist, der Feind gesiegt hat, keiner der wenigen

noch heimkehrenden Männer jedoch über den Verbleib des Vaters Auskunft geben weiss, schickt das Mädchen die Briefe mit dem silbernen Haar, die sie weiterhin schreibt, nicht mehr ab. Als es älter geworden ist, kommt ihm die rettende Idee. Es schneidet seinen langen Zopf ab und wirft ihn auf den Mond. Doch niemand ergreift ihn. «Und noch heute kann jeder, der zum Himmel hinaufschaut, wenn dort oben der Mond vorbeifliegt, sehen», so lautet der Schlussatz, «wie seine silbernen Haare im Wind wehen, bis er sich hinter den Bergen zur Ruhe legt.»

In alten Märchen eignet den Schlussässen eine nachdrückliche Moral, eine Erkenntnis. Hanna Johansen lässt ihre Geschichte mit dem Status quo enden. Und darin liegt die Lehre: Die Chance, den Vater zu retten, wurde verpasst. Zu der Entscheidung, dem alten Mann nicht mehr Haar für Haar zu dem Zopf zu verhelfen, sondern alle Haare radikal abzuschneiden und für den rettenden Sprung auf den Mond zur Verfügung zu stellen, hat die

Mutter das Kind zu einem früheren Zeitpunkt niemals angehalten. Denn vom Besitz der silbernen Haare wollte man sich nicht trennen.

Privilegierte Himmelsbewohner

Die Erzählerin zeichnet ihre Märchenfiguren als berechnende Wesen – nicht aus der emotiven Perspektive der klassischen Märchen-Mutter, die, um das eigene Kind zu schonen, das Stiefkind zu harter Arbeit treibt –, sondern aus der des ökonomischen Gewinns und der Phantasielosigkeit. Das Paradigma, nach dem sie das Märchen «Sterntaler» neu schreibt, sind die kleinen und grossen Egoismen, Wünsche und Sehnsüchte des die Erweiterung seiner Grenzen ohne Rücksicht suchenden Menschen wenige Jahre vor dem Jahrtausendwechsel. Vom Himmel wird viel erwartet, und was er verschenkt, will man nicht teilen. Immerhin ist es hier unten eng geworden. Missgünstig verteidigen die Personen und Tiere ihre Vorrechte gegenüber den terrestrischen Eindringlingen. Mitleid kann man mit diesen nicht haben. Eher belächelt man sie ob ihrer Arroganz. Zum Schein gibt es noch unparteiische Richter. Den drei von der Schönheit ihres Gesanges überzeugten Rohrdommeln, die Einlass begehrten, bescheidet immerhin Pegasus, das geflügelte Pferd, dass die Qualität ihres Gesanges nicht ausreiche, um am Himmel zu residieren.

Saint-Exupéry hat im «Kleinen Prinzen» Typen skizziert, den Laternenanzünder etwa oder den Businessmann, die auf ihren jeweiligen Planeten Opfer der Zwänge und der Zeitlichkeit ihrer Existenz werden und sich selbst am nächsten sind. An sie erinnert der Sternputzer, der darüber klagt, über weniger Zeit für seine Arbeit zu verfügen, sobald die Sonne höher steigt und die Nächte kürzer werden. Selbst der Mond hat immer Angst, zu spät zu kommen. Der Weltraum steht unter Stress. Die selbstzerstörerische Unvernunft der Erdbewohner, so scheint es, wurde einfach exportiert.

Sind Märchen Frauensache?

Keine Idylle, keine paradiesische Gegenwelt ist der Kosmos in diesen Erzählungen. Die Erzählerin klagt, dass das Welt-

all, kaum zur Eroberung frei gegeben, bereits zum Ebenbild der Erde gemacht wurde. Voller Ironie besetzt sie das Enigmatische seiner Unendlichkeit mit der Sprache des Gebrauchs und der Planung: «*Angesichts von soviel Geometrie geriet die Sonne in Zweifel darüber, ob das, was sie Tag für Tag tat, noch in diese Welt passte oder ob es womöglich an der Zeit war, sich umzustellen und nach ganz anderen Gesetzen zu leben.*» Nach den wundersamen des Märchens? Der Grenzen der Märchen als Mittel der Kommunikation ist sich Hanna Johansen sehr wohl bewusst. Der Gebrauch von Märchen ist, so sagt sie, vor allem Frauensache. Während die forschenden Männer der Weltgeschichte ihre Frauen, Familien und Kinder im Stich liessen, um mehr Antworten auf immer mehr Fragen zu erhalten, erzählten Frauen Märchen, um es «*mit den ungelösten Rätseln, unerfüllten Wünschen, unerwünschten Fragen oder unaussprechlichen Qualen besser auszuhalten*». Dass dies nur eine tödliche Illusion ist – davon erzählt Hanna Johansen in der Parabel «Die Zwillinge oder wie das Märchen erfunden wurde.»

Geschichte des Schicksals

Von dem Zeitpunkt an, da *Galilei* das Märchen von der Sonne, die sich um die Erde dreht, zerstörte, klagt die Märchen-erzählerin, muss die Erde dem neuen Wissen Tribut zollen. Sie wird in den Dienst des menschlichen Strebens gestellt, eines Tages auch über das All alles zu wissen. Wie glücklich darf dagegen das Kind sein, das in der letzten Erzählung «Die Neumondnacht» die Geborgenheit des Sternenhimmels erlebt. Beim Anblick des Firmaments vergisst es die Furcht vor dem Alleinsein. An die Stelle des Wissens tritt dem Kind die Empfindung der spielerischen Sinnlichkeit der Namen: Grosser Wagen, Orion... Das Kind verwächst mit der Erde, die es trägt und fühlt, wie es selbst Teil des Universums wird. Dem Fragen und Forschen, mit dem der Himmel nie ganz zu ergründen sein wird, setzt Hanna Johansen die Rede des Kindes von der Unerklärbarkeit dessen, was es sieht, entgegen. Es bleibt dem Erzählen vorbehalten, dem Himmel zurückzugeben, was die Planer ihm genommen haben. ♦

MICHAEL WIRTH

Hanna Johansen,
Über den Himmel.
Märchen und Klagen.
Carl Hanser Verlag,
München 1993.

VERGANGENHEITSBEWÄLTIGUNG – EINE ÜBERFORDERUNG DES DEUTSCHEN STAATES?

Eine Studie des Münchener Historikers Manfred Kittel über Erfolg und Misserfolg des Umgangs mit dem Nationalsozialismus in den fünfziger Jahren lässt die Grenzen der Aufarbeitung der DDR-Diktatur erahnen.

«Eine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in der Ära Adenauer sollte daher mit der Bemerkung beginnen: Im Anfang war die ‹Vergangenheitsbewältigung›.» So endet die Studie von Manfred Kittel über «Die Legende von der ‹Zweiten Schuld›». Das Zitat ist ein schönes Beispiel dafür, dass Autoren die Bedeutung des eigenen Themas häufig überschätzen. Überdies kann der Rezensent Kittels Urteil in dieser Absolutheit nicht zustimmen. Es wird so auch keineswegs durch den 500-Seiten-Band gedeckt. Gleichwohl gelingt es dem Verfasser, die Kritik an der mangelhaften Vergangenheitsbewältigung in der Adenauer-Ära zu relativieren.

Das Buch – der Titel deutet es bereits an – ist ein «Anti-Giordano». Im Jahr 1987 publizierte Ralph Giordano sein Werk «Die zweite Schuld oder Von der Last Deutscher zu sein». Die vielbeachtete Schrift vertrat die These, die Deutschen hätten, indem sie die nationalsozialistische Vergangenheit nach 1945 verdrängten, nach der ersten Schuld im Dritten Reich eine zweite auf sich geladen. Zwanzig Jahre zuvor hatten bereits Alexander und Margarete Mitscherlich den Vorwurf der «Unfähigkeit zu trauern» erhoben, dem Kittel zufolge der Status einer nahezu ungeprüft geglaubten Wahrheit verliehen wurde. Mit Blick auf die Denkschule Giordanos wirft er «die Frage auf, ob deren empirisch kaum fundiertes Urteil über die bundesdeutsche ‹Vergangenheitsbewältigung› nicht in erster Linie dazu dient, ihr politisches Unbehagen an wirklichen oder vermeintlichen Schwächen der Bonner Demokratie moralisch zu überhöhen.» Kittel, Historiker am Institut für Zeitgeschichte in München, wendet sich

gegen eine in Sachen Vergangenheitsbewältigung weitverbreitete Zerknirschungsmentalität», wie es Kurt Schumacher einmal nannte, die sich unabhängig von der empirischen Realität offenbart und an ritualisierten Bewältigungsstrategien ergrötzt.

Schon das Grundgesetz sei in seiner anittotalitären Ausrichtung sowohl eine Reaktion auf den zeitgenössischen Kommunismus als auch auf die Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus gewesen, heisst es zu Recht. Zwar wurde der Begriff Vergangenheitsbewältigung erst im Laufe der fünfziger Jahre geprägt, doch war das, was er beschreibt, schon vorher aktuell. Die von den Alliierten durchgeführten Nürnberger Prozesse, die Entnazifizierung sowie die Umerziehung können – bei allen Problemen, die damit verbunden waren – als Ausgangspunkt der Aufarbeitung der Vergangenheit angesehen werden. Sie offenbarten endgültig den kriminellen Charakter des SS-Staates und bewirkten eine gründliche Diskreditierung der NS-Ideologie und das dauerhafte Verschwinden des obersten nationalsozialistischen Führungspersonals von der politischen Bühne. Auch im Bereich der Kultur war die Vergangenheitsbewältigung ein Thema. Man denke nur an Carl Zuckmayers «Des Teufels General», Wolfgang Borcherts «Drausen vor der Tür» und für den Bereich der Sachliteratur an Eugen Kogons «Der SS-Staat». Ob der Umgang des westdeutschen «Otto-Normalverbrauchers» mit diesen Zeugnissen der Vergangenheitsbewältigung allerdings von grundsätzlich anderer Art sein konnte als seine sonstige Beschäftigung mit Kultur und Politik, das darf man mit dem Verfasser tatsächlich in Frage stellen.

Manfred Kittel: *Die Legende von der ‹Zweiten Schuld›. Vergangenheitsbewältigung in der Ära Adenauer*, Ullstein Verlag, Berlin, Frankfurt am Main 1993, 480 S.

Kompromiss zwischen Legitimität und Funktionalität

Die personalpolitische Ebene der Aufarbeitung der Vergangenheit machte besondere Probleme. Es fällt auf, dass speziell die FDP schon früh einen dicken Strich unter die Vergangenheit ziehen wollte. Der Autor listet bundes-, landes- und kommunalpolitische Fälle aus allen Parteien auf, die in die Diskussion geraten waren, wobei die Schuld der Betreffenden nicht immer zweifelsfrei nachgewiesen werden konnte. Kittel zufolge wurde die personelle Vergangenheitsbewältigung teilweise als Vehikel zur machtpolitischen Auseinandersetzung missbraucht.

Ob es nun um die Aufrechterhaltung der Verwaltung, den Aufbau des Auswärtigen Dienstes oder der Bundeswehr ging, stets musste ein Kompromiss zwischen Legitimität – einem demokratischen Neubeginn – und Funktionalität – einer gewissen personellen Kontinuität – gefunden werden. Große Probleme bereitete diese Gratwanderung für die Justiz, schreibt Kittel:

«Wenn es einen Bereich gab, in dem die Versöhnung mit der Vergangenheit zu weit gegangen war, dann den Justizapparat. Bei all den dargelegten Gründen, wie etwa der Vernichtung beweiskräftiger Akten, die zur Wiedereinstellung belasteter Richter führten, blieb es ein Kainsmal für die westdeutsche Demokratie, dass keiner der Juristen am Freislerschen Volksgerichtshof für seine unsäglichen Terrorurteile zur Rechenschaft gezogen wurde oder dass ein so belasteter Jurist wie Fränkel Generalbundesanwalt werden konnte.»

Der Verfasser macht auch keinen Hehl daraus, dass es in der Polizei zu geradezu unglaublichen Beamtenkarrieren kam: *«Zehn Prozent der seit Ende der fünfziger Jahre entlarvten und wegen Beteiligung an tausendfachem Mord verurteilten NS-Verbrecher waren Polizisten der Bundesrepublik Deutschland.»* Die politische Elite vollzog dagegen den deutlichsten Kontinuitätsbruch mit dem Nationalsozialismus. Wenn auch so mancher Ehemalige,

sofern er sich nichts Schwerwiegendes hatte zu Schulden kommen lassen, in den demokratischen Neuaufbau einbezogen wurde, eine schleichende Machternahme von alten Nationalsozialisten fand nicht statt: *«Ohne diese Integrationsleistung wäre die Bundesrepublik Deutschland wohl auf Sand gebaut worden.»*

«Erziehungsdiktatur in einer Demokratie»

***Wenn es
einen Bereich
gab, in dem
die Versöhnung
mit der
Vergangenheit
zu weit
gegangen war,
dann den
Justizapparat.***

Kittel zieht in seine Betrachtungen die Rezeption des Widerstandes in der Bundesrepublik sowie die Abwehr von Antisemitismus und Neonationalsozialismus mit ein. Die Auseinandersetzung der westdeutschen Geschichtswissenschaft mit dem Nationalsozialismus habe bereits 1945 begonnen. Nicht umsonst hat Hans Mommsen, den Kittel zitiert, die NS-Zeit *«als die am intensivsten erforschte Periode der neueren Geschichte überhaupt»* bezeichnet.

Das Buch beleuchtet sowohl Licht als auch Schatten der westdeutschen Vergangenheitsbewältigung. Während die Aufarbeitung der Vergangenheit gemeinhin eher negativ beurteilt wird, betont der Autor der vorliegenden Studie mehr die positiven Seiten. An die Adresse der Befürworter einer noch weitergehenden Vergangenheitsbewältigung richtet er die treffende Frage, ob damit der demokratische Staat nicht überfordert gewesen wäre: *«Hätte es, um noch den letzten verstockten NS-Mitläufer von einst politisch zu läutern, nicht einer regelrechten Erziehungsdiktatur bedurft, Methoden mithin, die sich kaum mit den Prinzipien einer freiheitlichen Demokratie hätten vereinbaren lassen?»*

Der Erfolg der Vergangenheitsbewältigung, lautet das realistische Resümee des Historikers, konnte in einem pluralistischen System wie dem der Bundesrepublik kein absoluter, sondern nur ein relativer sein. Gleichermaßen wird man schon jetzt, da sollte man sich keine Illusionen machen, für die Aufarbeitung der zweiten deutschen Diktatur – der DDR – sagen können. ♦

RALF ALTHOF

PRIVATINITIATIVE UND ARMUTSBEKÄMPFUNG

Hernando de Soto entlarvt den paralysierenden, staatlich abgesegneten Reichtumstransfer in den Entwicklungsländern. Allein der sogenannte «informelle Sektor», z.B. Strassenverkäufer oder fliegende Dienstleister, arbeiten nach den Prinzipien der freien Marktwirtschaft.

Das Ende des Sowjetimperiums und des in ihm realisierten Sozialismus hat nicht nur für Europa, sondern auch für die Dritte Welt und für die Beziehungen zwischen den Industrienationen und den Entwicklungsländern weitreichende Folgen. Um die «Blockfreie» Bewegung, eine besonders üppige Blüte der Supermachtrivialität, ist es in den letzten Jahren recht still geworden. Auch sind die diversen Modelle einer sozialistischen Entwicklungspolitik, von Kuba bis Vietnam, von China bis Tansania, von einigen Kleinstgruppen ewigestriger Marxisten abgesehen, weitgehend ad acta gelegt worden.

Die letzte Dekade des 20. Jahrhunderts sollte nun schnellstmöglich für eine Neuaunahme des Nord-Süd-Dialogs, diesmal unter liberal-marktwirtschaftlichen Vorzeichen, genutzt werden. Einen wichtigen Beitrag zum Umdenken in der Entwicklungspolitik leistet seit einigen Jahren der peruanische Unternehmer *Hernando de Soto*, dessen Buch «El Otro Sendero» in der Entwicklungsdebatte insbesondere in Lateinamerika bereits tiefen Spuren hinterlassen hat.

Seit kurzem liegt die überfällige deutsche Fassung von de Sotos Buch unter dem Titel «Marktwirtschaft von unten» vor. Das Verdienst daran steht FUNDES, der innovativen Stiftung zur Förderung von Kleinunternehmen in Lateinamerika, zu. Es ist zu hoffen, dass der Text in einer bei uns nach wie vor von zuviel Staatsgläubigkeit geprägten Entwicklungsdebatte ein breites Echo findet.

Kampfansage an die Merkantilisten

De Sotos Buch ist ein brillantes Zeugnis gegen Ideologen und weltferne Entwicklungstheoretiker. Es orientiert sich an der

alltäglichen Realität eines Entwicklungslandes, wie sie jedem, der mit offenen Augen durch die Dritte Welt reist, zugänglich ist. Dadurch gelingt es dem Autor, klare und konkrete Fragen herauszuarbeiten und ebenso klare und konkrete Antworten zu geben. Nachdem es um die «neue Weltwirtschaftsordnung» in den letzten Jahren glücklicherweise etwas stiller geworden ist, stellt sich als zentrale entwicklungspolitische Herausforderung die Frage: Weshalb hat der Staat bei der Armutsbekämpfung in der Dritten Welt (und nicht nur dort!) so kläglich versagt?

Für de Soto liegt die Antwort beim Merkantilismus. «Merkantilismus bedeutet im wesentlichen die Unterstellung der Wirtschaft unter die Politik.» In dieser einfachen Definition steckt von vornherein eine klare Absage an die in Entwicklungsdiskussionen besonders beliebten Links-Rechts-Raster. Merkantilisten finden sich nämlich auf beiden Seiten des politischen Spektrums. «Sowohl die Linke als auch die Rechte beschäftigen sich als Merkantilisten mit dem Transfer von Reichtum und nicht mit dem institutionellen Umfeld für seine Erzeugung.» In der Tat zeigt sich in Lateinamerika nicht nur die Linke, sondern auch die traditionelle Rechte, deren Versagen bei der Modernisierung und Liberalisierung der Wirtschaft in diesem Jahrhundert mehrmals zutage getreten ist, für den staatlich abgesegneten Reichtumstransfer verantwortlich.

Da die Merkantilisten sich nach bewährter Klientelmanier des Staatsapparats, der Politik und des Rechts bemächtigt haben, fällt es neuen, aufstrebenden Gruppen äußerst schwer, in das etablierte System der Reichtumsverteilung hereinzu kommen, wie immer die ideologische Orientierung der Regierenden sein mag. In Peru hat die Kampfansage der zum

*Hernando de Soto,
Marktwirtschaft von
unten. Die unsichtbare
Revolution in Entwick-
lungsländern.* Orell
Füssli, Zürich 1992

Draussenstehen Verurteilten an den Merkantilismus zwei diametral entgegengesetzte Formen angenommen, die Terrorbegegung des «Sendero Luminoso» und die «friedliche Massenbewegung der Informellen».

Der «informelle Sektor» als Hoffnungsträger

Vor rund einem Jahrzehnt veröffentlichte die Universität von Bombay eine Studie über die Wirtschaftlichkeit marginaler, informeller «Unternehmen», wie Strassenverkäufer, mobile Garküchen und «fliegende» Dienstleister. Darin stellte sich heraus, dass bei der Schaffung von Arbeitsplätzen und bei der effizienten Nutzung von Kapital und Material der «informelle Sektor» allen anderen Wirtschaftsbereichen haushoch überlegen war, und dies, obwohl die Behörden ihm nicht nur keine Förderung angedeihen liessen, sondern ihn auch nachhaltig behinderten.

De Sotos Buch ist denselben Phänomenen im Grossraum Lima gewidmet. Der Autor verbindet konkrete Erfahrungsdaten mit allgemeinen Schlussfolgerungen. Dargestellt werden das Funktionieren und die wirtschaftliche Bedeutung des «informellen Sektors» in den Bereichen Wohnungsbau, Handel und öffentlicher Verkehr. Obwohl die Behörden alles daran

setzen, den «Informellen» das Leben schwer zu machen, sind sie es, die letztlich in den erwähnten Bereichen das Funktionieren des Marktes sicherstellen.

Sowohl die Linke als auch die Rechte beschäftigen sich als Merkantilisten mit dem Transfer von Reichtum und nicht mit dem institutionellen Umfeld für seine Erzeugung.

Ausführlich und mit höchst aufschlussreichen Ergebnissen geht de Soto auf die Frage ein, was die Menschen in die «Informalität» treibt. Aufgrund selbst beschaffter empirischer Daten kommt er zum Schluss, dass es beim Fehlen «guten Rechts» liegt. Will man alle obrigkeitlichen Auflagen erfüllen, so ist eine «Person von bescheidener Herkunft während 289 Tagen damit beschäftigt, die elf verschiedenen vorgeschriebenen Bewilligungen zur Eröffnung einer Kleinunternehmung einzuholen». Die dabei anfallenden Kosten belaufen sich auf 1231 Dollar, «das ist das 32fache des gesetzlich vorgeschriebenen Minimallohnes».

Wer in Entwicklungsländern – und schon lange nicht mehr nur dort – beim Staat ein eigentlich allen Bürgern zustehendes Recht beanspruchen will, braucht Beziehungen. Die von den Sozialisten hochgejubelte «führende Rolle des Staats» benachteiligt ausgerechnet die Ärmsten am meisten – Grund zu Pessimismus, wenn es nicht den «informellen Sektor» gäbe, wo jene Kräfte zu finden sind, «die die Gesellschaft in eine wirklich moderne, freie Marktwirtschaft umzuwandeln vermögen». ♦

URS SCHÖTTLI

Nun erfolgen die Schritte der Geschichte nach vorne meistens ein Jahrhundert zu spät. Die Aufklärung fiel ins Zeitalter des Absolutismus. Kant schloss sie ab. Die Französische Revolution leitete die Romantik ein, deren Philosophen die deutschen Idealisten Fichte, Schelling, Hegel und Marx waren; Marx, dessen reaktionäre Idee, Philosophie in Ideologie zu verwandeln und mit dieser die Welt zu verändern statt sie zu interpretieren, eine romantische ist, denn damit musste er einen neuen Glauben und eine neue Kirche gründen; er verwirklichte die Romantik, indem er ein neues Mittelalter schuf – die Sehnsucht der Romantik –, während schon längst die Wissenschaft die Welt veränderte, indem sie die Natur neu interpretierte.

FRIEDRICH DÜRRENMATT in: Überlegungen zum Gesetz der grossen Zahl.